

2] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

2. Kapitel.

Die Hauptpersonen der Gerichtsverhandlung entsprachen der Wichtigkeit des Dramas. Der Präsident, Herr Motiers de Fraisse, galt als einer der tüchtigsten Beamten des Appellationsgerichts. Er wirkte auch äußerlich imponant und besaß die hauptsächlichsten Eigenschaften, die sein Amt erforderten: Autorität, Scharfblick, Logik, Kaltblütigkeit und Schlagfertigkeit. Als er eintrat, nahm er sein Barett ab, um den Geschworenen für ihre Begrüßung zu danken. Mit leicht einladender Bewegung forderte er sie auf, Platz zu nehmen.

Streng gegen sich und andere, mißtraute er den Adepten weiter und lockerer Moralbegriffe. War ihre Vergangenheit unklar, lagen von früher Verdächtigung gegen sie vor, konnten sie keinen unbarmherzigeren Richter als ihn finden. Mit einem hartnäckigen unwilligen Vorurteil war er nach Versailles gekommen: das Studium der Akten hatte ihn zu der Empfindung gebracht, daß der Angeklagte strafwürdig sei, wenn auch dieses Gefühl noch nicht zu innerer Gewißheit gereift war. Vermantes, den er ordnungsgemäß besucht hatte, machte auf ihn, ohne daß er sich über dieses Gefühl klar werden konnte, einen ungünstigen Eindruck. Vielleicht, weil er ihn jenen zweifelhaften Gesellschaftskreisen angehörig wußte, wo man sich bereichert, indem man zwischen dem Erlaubten und Verbotenen laviert, wo man Geschäft und Vergnügen durcheinander bringt und das Leben genießt, ohne sich unzeitige Skrupel zu machen. Das Mystriöse des Falles, das hier ja nicht in der unleugbaren Tatsache, aber in den Empfindungen von Vermantes bestand, erschien durch die persönliche Auffassung des Präsidenten diesem schon von vornherein fast aufgeklärt, und er zweifelte nicht, daß die Verhandlung auch noch die letzten Dunkelheiten verschwinden lassen würde.

Als Beisitzer des Präsidenten fungierten die Richter Rudrit und Perron. Der erstere war schon alt; man rühmte ihm feines Sachverständnis und sicheren Scharfblick nach. Herr Perron, viel jünger als Rudrit, war ein eleganter Weltmann, dem zweifellos eine glänzende Karriere bevorstand.

Der Staatsanwalt, Herr Rutor, war aus ganz anderen Gesellschaftskreisen hervorgegangen als der Präsident. Er stammte aus einer kleinen Beamtenfamilie und hatte sich durch seine Tüchtigkeit emporgearbeitet. Fleißig, uneigennützig, liebte er diese Rechtswissenschaft, dieses herrlich geflochtene Gewebe, in dem der Geist der wunderbaren Verkettung von Ursachen und Wirkungen folgen kann. Aber nach und nach war in Rutors Seele durch sein Amt eine Wandlung vorgegangen: ein kleinlicher Nigorismus machte ihn dazu geneigt, nur den als rechtzuschaffen zu betrachten, der noch niemals verdächtig wurde. Der Menschenhaß, der zweifellos durch den Umgang mit Verbrechern in ihm entstanden war, schärfte sein Mißtrauen und eine gewisse jeelische Bitterkeit die Strenge seiner Urteile. Vor etwa zwei Jahren hatte er die Bekanntschaft Vermantes in einer Gesellschaft bei einem reichen Kollegen gemacht. Vermantes war damals durch den Bau der Hochbahn sehr im Vordergrund des Interesses und wurde von dem Hausherrn seinen Gästen als etwas ganz Besonderes vorgestellt. Es war bei Tische viel von einem Verbrecher die Rede: ein Herr aus der Gesellschaft hatte seine Frau ermordet, weil sie ihn betrogen hatte. Und der glänzenden Verteidigung durch Rechtsanwalt Brévine war die Freisprechung des Mörders zu verdanken. Vermantes nahm bei dem Diner die Partei des Angeklagten und widersprach den eingeladenen Richtern, die gegen das Urteil protestierten. Die glänzende Rede von Vermantes hatte sich dem Gedächtnis Rutors eingeprägt, vielleicht weil sie gerade das Gegenteil von dem war, was er sonst über denselben Gegenstand sah und hörte. Bei der Durcharbeitung der Akten Vermantes machte sich der Staatsanwalt klar, wie dessen Schicksal bald teilweise von ihm abhängen würde, und ein Eindruck sehr lebhafter, fast warmer Sympathie bemächtigte sich seiner. In ihm kämpften zwei entgegengesetzte Ueberzeugungen; die eine entsprang seinem Gefühl, die andere seiner Erfahrung oder seiner Vernunft.

Dem Staatsanwalt gegenüber sah Rechtsanwalt Brévine. Die Gegenwart dieses gefürchteten Gegners spornete seine etwas schläfrige Ueberzeugung an.

Die Stammgäste der Schwurgerichtssitzungen kannten den jungen Advokaten schon. Brévine machte vor allem den Eindruck zäher Kraft. Sein scharfer, gerader Blick traf, wo er treffen wollte. Man erriet in ihm einen geborenen Kämpfer, der nicht allein zur Verteidigung, sondern auch zum Angriff stets bereit war. In dem Alter, in dem andere zu beginnen pflegen, war er schon berühmt; er hatte in den fünfzehn Jahren seiner Tätigkeit schon Freisprechungen vor allen Schwurgerichten Frankreichs erzielt. Er war modern und realistisch, lebhaft, geschickt, ironisch, präzise, hatte die früher beliebte Rhetorik abgelegt und die Verteidigung gleichsam zu einer neuen Kunst gemacht. Seine kurz gestellten Fragen, die sich dem Geist der Geschworenen einprägten, genügten manchmal, dem Prozeß eine Wendung zu geben und die Ueberzeugungen zu verschieben. Wenn er dann sein Plaidoyer begann, waren die Hörer schon dermaßen vorbereitet, daß jeder glaubte, er würde an Stelle des Rechtsanwaltes dieselben Worte und dieselben Gründe gebrauchen.

Neben Brévine sah sein Sekretär, Rechtsanwalt Dully, ebenfalls ein kluger und talentierter Mann.

Im Publikum diskutierte man über den Gerichtshof, den Staatsanwalt und den Verteidiger, als Vermantes, von zwei Wächtern geleitet, hereintrat.

3. Kapitel.

Den meisten, die ihn in seinen besten Zeiten gekannt hatten, schien er durch die lange Haft kaum abgemagert. Sein reiches, lockiges Haar war an den Schläfen ein wenig ergraut. Die linke Hälfte seines dichten Bartes war fast weiß. Einige Pockenarben waren auf dem gebräunten Gesicht bemerkbar es war ein energisches, tatkräftiges Mannesantlitz, aus dem feurige, dunkle, gebieterische Augen bligten, ein leidenschaftliches, ausdrucksvolles Gesicht, das niemals ruhig blieb, das aus einer Menge heraus zu erkennen war und sich für immer dem Gedächtnis einprägte.

Seine Blicke flogen schnell über die Versammlung und blieben eine Sekunde an seinen Kindern haften. Keneé, als ob er sie gerufen hätte, richtete sich mit vorgestreckten Händen auf. Ein Schluchzen erstickend, hatte sie sich so schnell gesetzt, daß ihre Nachbarn die Bewegung kaum bemerkten. Ihre beiden Brüder hatten sich nicht gerührt. Herr Marney, die Hände auf den Stockknopf gestützt, duckte sich, und der Kopf versank noch tiefer zwischen den Schultern. Frau d'Entraque setzte sich etwas weiter zurück, zweifellos weil Herr Marney jetzt den Angeklagten verdeckte. Der Staatsanwalt hatte sich ein wenig vorgeneigt und versuchte den Angeklagten mit den Blicken zu durchdringen; aber bald wandte er sich ab: was kann die Larve eines Menschengesichtes verraten?

Vermantes sah kaum, als die Menge sich halblaut Bemerkungen zurief. Chauvry, der nur durch einen Gendarm und Marius Gland, den berühmten Privatdetektiv, von dem Angeklagten getrennt war, rief Jean Vogis, einem juristischen Berichterstatter, zu:

„Wie er sich aufspielt! Wir wollen das Ende abwarten!“ Vermantes hatte diese Bemerkung vielleicht gehört, denn er richtete die Blicke nach der Seite seines Feindes.

In den Logen wurde es immer lebhafter. Die Leute lachten, lautes Sprechen ertönte, und der Lärm nahm so zu, daß der Präsident ärgerlich rief:

„Ich verlange Ruhe, sonst lasse ich den Saal räumen. Die Türen haben geschlossen zu bleiben.“

Das Publikum gehorchte nur halb, die Menge draußen wurde zurückgedrängt und man hörte sie im Vestibüle ärgerlich stampfen.

Vermantes sah da wie eine Bildsäule. Die Hände auf die Knie gestützt, die Augen gesenkt, so bemühte er sich, alle diese Blicke, diese Köpfe, die wie ein brandendes Meer um ihn herumwogten, nicht zu sehen. Die ihn eben noch ganz unverändert gefunden hatten, begannen, mit ihren Lorquetten und Operngläsern bewaffnet, die Verwüstungen in seinem Gesichte zu entdecken. Unzählige Falten durchfurchten seine hohe Stirn, Schmerz, Seelenqual, vielleicht Gewissensbisse

hatten sie geschaffen. Der in vielen Stunden schrecklicher Einsamkeit stumm gewordene Mund hatte einst wohlwollend gelächelt; heute hatten Widerstand und Verzweiflung die Lippen fest zusammengepreßt. Der flatternde Blick wollte vergebens ruhig erscheinen, das Zittern der Wangen und Nasenflügel, die bebenden Hände verrieten ein verlassenes, niedergeschmettertes Wesen, dessen Kräfte und Selbstbewußtsein wie Wachs in einem Brande dahinschmolzen. Vermantes versuchte sich manchmal aufzurichten. Aber wie unter dem Druck einer unsichtbaren Hand, die sich ihm auf den Nacken legte und ihn niederdrückte, fiel er wieder zusammen. Mit gebeugtem Rücken, hängenden Schultern saß er da wie einer, den man die Seele genommen. Manche, die an den blühenden Mann zurückdachten, hatten Mitleid.

„Was ist aus ihm geworden!“ murmelte Lavenne.

„Sieh Dir doch die Hände an, die Bewegung der Daumen, die sich reiben und krümmen! Das ist doch prachtvoll! So etwas könnte man gar nicht erfinden!“

Als man während des Zeugenauftrages die matten Zudungen des seelisch gebrochenen Mannes beobachtete, versuchte das Publikum sich zu erinnern, was es über ihn aus Zeitungen und Klatschgeschichten wußte. Eigentlich sehr wenig. Und auch nichts Bestimmtes. Er war der Schöpfer glänzender Unternehmungen gewesen, die ihm gewiß ein großes Einkommen verschafft haben. Seitdem er sie nicht mehr durch seine Mühsamkeit und sein Genie stützte, ging es mit einigen davon reizend bergab. Weshalb? Haben sie nur Wert gehabt durch die Großzügigkeit, mit der Vermantes sie in Szene gesetzt hatte? Oder war er, wie es Chaussey seit des Angeklagten Verhaftung beständig wiederholte, ein Mann, der seine Geschäfte tatsächlich nur skrupel- und gewissenlos gemacht hatte?

Alles harrete auf die Erklärung aller dieser Dinge, so daß die Präliminarien unerträglich lange erschienen. Endlich war man damit fertig, und das Drama begann.

(Fortsetzung folgt.)

Der große und der kleine Mensch.

Von N. J. Timkowsky.

Der große und der kleine Mensch lebten unzertrennlich miteinander, weil es ihnen bestimmt war, so zu leben. Sie hatten einen gemeinsamen Körper, ein Gesicht, und bildeten ein merkwürdiges Ganzes; sahen sich aber im übrigen gar nicht ähnlich.

Die Augen des kleinen Menschen glänzten und blickten nach allen Seiten voll Sorge und Angst um das Wohlbefinden des großen Menschen; wenn sie keinen Grund zur Angst oder Unruhe hatten, blickten sie schläfrig, apathisch; sie blickten weder böse noch gut, weder gescheit noch dumm.

Die Augen des großen Menschen, tiefe, schwärmerische, ernste Augen, blickten mehr nach innen; es glimmte ein Feuerchen in ihnen, einem Funken ähnlich, der jede Minute in eine Flamme aufzulaudern schien. Manchmal flammte dieses Feuerchen auf, und da leuchtete es unverföhlich in den Augen; aber sofort erlosch das Feuerchen, die Augen verdunkelten sich, und es blickte die Sehnsucht aus ihrer Tiefe. . . .

Das Geschöpf, das so eigentümlich in sich den Kleinen und den großen Menschen vereinte, stand täglich auf, wusch sich, trank Tee und ging ins Amt. . . . Beim Anziehen dachte der kleine Mensch: „Mir scheint, man trägt jetzt wieder breite Hosen. Man muß es zur Kenntnis nehmen.“

Der große Mensch knirschte mit den Zähnen beim Anziehen des steifen Hemdes und dachte: „Was für ein Narr hat dieses Joch erfunden? Wozu ist das gut?“

Der kleine Mensch verrichtete weisevoll seine Arbeit im Amt. Er runzelte tief sinnig die Stirn, trikelte unheimlich mit der Feder auf dem Papier, und es schien ihm, als wären nur diese Papiere, diese Nanzleimauern, diese Schränke, nur diese uniformierten Menschen, die mit den Federn tribelten, die Diener, die sich vor den Vorgesetzten respektvoll verbeugten, auf der Welt. Alles andere aber existierte so nebenbei, zufällig und nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt. Dem kleinen Menschen war es angenehm zu wissen, daß sein Vorgesetzter mit ihm zufrieden ist, daß der Wittsteller sich bei ihm einschmeichelt, der Diener ein erschrockenes Gesicht macht, wenn er mit ihm spricht; er freute sich darüber, daß der Zwanzigste, der Tag der Gehaltsauszahlung, so nahe sei, daß er zu den Feiertagen eine Remuneration, zu Neujahr eine Mangerhöhung und einen Orden bekommen werde. Und das Gesicht des kleinen Menschen nahm bei diesen Gedanken den Ausdruck der Zufriedenheit an. Der große Mensch im Gegenteil meinte gerade, daß das Leben, das sich außerhalb dieses Amtszimmers abspielt, so aufgeregt und lärmend, das echte, ungefühlte Leben sei, und daß diese Mauern, diese Schränke, Papiere, Uniformen — nichts anderes als ein beleidigendes Mißverständnis seien.

Der Vorgesetzte, der seinen Namen, zur Seite blickend, unterschrieb, der Diener, der die Tür, die doch jeder selbst aufmachen konnte, vor den Eintretenden aufriß: das alles erschien ihm wie ein beleidigender Unsinn. Und als er an den Zwanzigsten des Monats dachte, fühlte er sich verlegen wie einer, der etwas verbrochen hatte.

Nach den Amtsstunden gingen der kleine und der große Mensch nach Hause zum Essen, wobei sie während des ganzen Weges nicht zu streiten aufhörten.

„Wohin eilst du?“ bemerkte vernünftig der große Mensch.

„Wer jagt dich?“

Aber der kleine hörte nicht und setzte seinen Weg eilig fort, gab den „Persönlichkeiten“ den Vortritt und spähte nach allen Seiten, ob er nicht einem ihm wichtigen Menschen begegnen würde. Und traf er einen solchen, so nahm er mit einer breiten, abgerundeten Bewegung den Hut ab, und noch lange spielte ein freundliches Lächeln um seine Lippen. . . .

„Herr, schenken Sie mir etwas zum Brot! . . .“ hörte er eine flehende, schüchterne Stimme.

Der große Mensch sah vor sich ein schüchternes, abgezehrt Gesicht, klagende Augen und eine vor Kälte rote, ausgestreckte Hand. Sofort durchdrang den großen Menschen der Gedanke, daß es tausend, zehntausend, hunderttausend solcher Gesichter und Hände gebe, daß die fatten Menschen, die sich, wie Schneden in ihre Häuschen, in ihr fattes Leben zurückgezogen hatten, an ihnen vorübergehen und fahren, und daß auch er selbst an ihnen vorüberging, als wären diese Menschen Laternenstangen und keine lebendigen Wesen.

Aber das ist doch schrecklich, empörend, unausstehlich! Man kann doch nicht ruhig arbeiten, ruhen, solange man nicht alles angewendet hat, um diese hungrigen Gesichter und Hände zu befriedigen. Man kann nicht Seite an Seite mit ihnen leben und mit rubigem Gewissen sein Mittagessen verzehren, man muß die schändliche Gleichgültigkeit abschütteln.

Aber der kleine Mensch suchte schon in seinen Taschen, zog eilig eine kleine Münze hervor und, dem Blicke der hungrigen Augen ausweichend, steckte er sie in die erfrorene Faust. . . .

„Nimm um Christi willen! . . .“ murmelte er, eilte rasch weiter und gab sich Mühe, den Bettler bald zu vergessen.

Der kleine Mensch hatte viele Bekannte, weil er viele kleine Interessen hatte. Der große besaß keine Bekannte: er suchte nach Freunden, und die waren nicht zu finden. Deshalb schleppte sich der große Mensch mit dem Kleinen zu seinen Bekannten, besuchte Geburtstagsfeste, Soireen, Jourfete. . . .

Im Salon sitzend, umgeben von ebenso kleinen Menschen wie er selbst, überlegte der kleine Mensch, was er zu sprechen und was er zu verschweigen hatte, um den herrschenden Ton nicht zu verfehlen. Er wollte sich den kleinen Menschen angenehm machen und bemühte sich mit aller Gewalt, den großen Menschen zu verdrängen, der leise brumnte und die Gesellschaftsruhe zu stören drohte.

Mit dem Hausherrn sprach er solid aber die Selbstherrlichkeit, tratschte liebenswürdig mit der Hausfrau, sprach mit dem Sohn über die Hundausstellung und mit der Tochter über die Frauenbewegung und die Opernsänger; das eine Mal seufzte er mitfühlend, das andere Mal lächelte er. . . je nach Bedürfnis.

Und der große Mann wand und krümmte sich unterdessen:

„Soll ich mein Leben lang verurteilt sein, Besuche zu machen, falsches Lächeln, falsche Gesichtser zu setzen, leeres Geschwätz anzuhören? In was für einem Verhältnis stehen diese Gespräche zu dem Allen, um dessentwillen der Mensch lebt?“

Und er hatte große Lust aufzuschreien:

„Wie langweilig, fade, ekelhaft!“

Aber schon drängte sich der kleine Mensch vor, hielt ihm den Mund zu und sagte mit einem süßen Lächeln zu seinen Gastgebern:

„Es ist ein Vergnügen, sich in Gesellschaft von Menschen zu befinden, die einem seelisch verwandt sind. Wissen Sie, man ruht förmlich aus. . . .“

Im Sommer gingen der große und der kleine Mensch manchmal aufs Land und strichen in Feld und Wald herum. Der große Mensch liebte es, sich ins Waldesdickicht zu vertriechen und dort stundenlang zu sitzen. Es freute ihn das Bewußtsein, ringsherum keinen kleinen Menschen um sich zu haben, sondern Dorf, Moos und Himmel. Dem geheimnisvollen Flüstern der Blätter lauschend, den Waldgeruch gierig einatmend, begann er sich stark, frei zu fühlen, wie ein im Käfig gebaltener Vogel, der in der Freiheit seine Flügel ausbreitet; er fühlte, wie sich seine Brust dehnte, wie in ihr das süße Gefühl eines neuen, schönen Lebens zitterte und im Kopf die Funken neuer, lighter Gedanken aufblitzten; Gedanken, die so wenig den früheren ähnlich waren wie frische Waldblumen den künstlichen. . . . Der große Mensch freute sich über seine Einsamkeit, der kleine krümmte sich, gähnte und sprach im altklugen Ton: „Was willst du mit deiner Freiheit, mit deinen ungewöhnlichen Gedanken beginnen? Du mußt doch mit den Menschen und nicht mit den Bäumen leben. Für die Menschen sind deine Gedanken unbrauchbar und uninteressant. Und überhaupt — wozu derartige Gedanken? Sie regen nur umsonst auf. Und was ist das für ein neues Leben, das dir vorschwebt? Du kannst es selber nicht erklären. . . . Laß diese Schwärmereien, du wirst dich später mit deiner Unzufriedenheit abqualen. Ich sage es dir aus Mitleid, laß ab davon!“

„Gochverehrer Stephan Larrassowitsch!“ schrieb der kleine Mensch sorgfältig auf einen Bogen Briefpapier.

„Und einem solchen Kloß — diese Ehre?“ dachte es unterdessen in der Brust des Großen. . . .

Der Kleine, den Kopf zur Seite geneigt, führte jeden Buchstaben sorgfältig aus, da Koloboin, an den der Brief adressiert war, ein Freund der Kalligraphie war.

„. . . Nehmen Sie den Ausdruck meiner tiefen Verehrung und herzlichsten Ergebenheit entgegen. . .“ Der kleine Mensch kratzte sich mit der Federspitze die Nase, dachte nach und schrieb weiter:

„. . . Auch den Ausdruck meiner aufrichtigen Liebe zu ihnen.“

Dann unterschrieb er seinen Namen und blieb bei dem Gedanken: ob er den gewohnten Strich machen solle oder nicht, stehen. „Vielleicht ist es ohne Strich besser?“

Der große Mensch schraubte sich, der Kleine aber versiegelte schon den Brief und schrieb mit großen, schönen Buchstaben die Adresse: „Seiner Hochwohlgeborenen Herrn Stephan Larrassowitsch Koloboin“.

In diesem Brief bat der kleine Mensch um die Hand der Tochter Koloboin's, Anastasia. Beide — der Kleine und der Große — liebten diese Anastasia, beide zusammen wollten sie heiraten, und beiden erschien es ganz selbstverständlich, daß sie immer und in allem unzertrennlich blieben. Und so verlobten sie sich beide.

Der kleine Mensch parfümierte sich mit Kölner Wasser, schenkte der Braut Bonbons, sagte dem zukünftigen Schwiegervater Liebenswürdigkeiten, und seine ganze Gestalt hatte ein steif-festliches Aussehen. Der Große wand sich wie einer, dem die Kleider unter den Armen zu eng sind, und als er von seiner Braut auf die Straße hinausging, seufzte er stürmisch und hieb zornig mit dem Stof durch die Luft. . . . Zu Hause dachte der kleine Mensch lange darüber nach, was für Veränderungen in Anbetracht der bevorstehenden Hochzeit in der Wohnung vorzunehmen wären, was er kaufen müßte und wieviel alles kosten würde. Er nahm einen Bleistift, Papier — rechnete, addierte, multiplizierte; den Bleistift mechanisch hinter das Ohr steckend, dachte er über die Verwidlungen und Unbequemlichkeiten nach, die durch die Verheiratung entstehen mußten, und sein Gesicht verzerrte sich, und seine Augen blinzelten unruhig und unbeholfen.

Der große Mensch rechnete nicht, erwog nicht. Es schien ihm, daß im Herzen seiner Braut das selbe große Gefühl wie in ihm lebte, — und vor diesem Gefühl verschwanden alle Bedenken, Zweifel und Fragen wie die Sterne vor der Sonne. Dieses Gefühl mußte alles verdrängen, rechtfertigen, verschönen!

Und er lief zu seiner Braut, von dem Wunsch, mit ihr über dieses große, neue Gefühl zu sprechen, beseelt; natürlich lief auch der kleine Mensch mit ihm — weil das Schicksal die beiden für immer verbunden hatte.

(Schluß folgt.)

Richard Wagners Werk.

Seine Bedeutung und die Grenzen seiner Geltung.

Der Tag, an dem die wackelnden Wagnerianer das Buch der deutschen Musikgeschichte endgültig zuschließen, ist der 13. Februar 1888, der Todestag Richard Wagners. Es gibt für sie keine deutsche Tonkunst von Belang mehr nach dem Hinscheiden ihres Gottes, der einer ganzen Kultur seinen gewaltigen Stempel aufgedrückt hat. Das war die sonderbare künstlich zum Leben gebrachte, im Theaterlicht künstlich erwärmte und beleuchtete Kultur völkischer Mythologie. Die deutsche Heldensage wurde veropfert. Ideale, die bisher auf die Sonderkreise blondhäutiger teutonischer Germanisten beschränkt waren (Felix Dahn), wurden plötzlich als nationale Ideale ausgerufen. Die Kultur der Edda und der mittelalterlichen Minnedichter wurde höchster Trumpf im arischen Germanien und das Judentum in Kunst und Musik zu bekämpfen, war ebenso Ehrensache für den gebildeten teutschen Hirnbesitzer wie tiefsinnige Gespräche über die Ehe von Poesie und Musik im Musikdrama, über Kunst und Religion, über die transzendente Erlösungsidee, über das deutsche Nationaldrama, über das universale Kunst- und Kulturgenie, über Bayreuth, Wahnfried, Siegfried, Vegetarismus und Bibelfektion zu halten. Noch nie war von einem Musiker ein so starker Einfluß auf das gedankliche und soziale Leben seiner Zeit ausgegangen wie von dem kleinen sächsischen Feuergeist, der sein Leben nichts getan hat wie „revolutionieren“. Freilich nur Ideen revolutionierte er, auf die Parfaden ging er nur theoretisch mit. . . .

Dreißig Jahre hat es gedauert, bis wir die rechte Distanz zu Wagner und seinem Werk, das heute die europäischen Theater mit erdrückender Kraft beherrscht, gewinnen konnten. Bis wir aus dem Fanatismus für und wider W., von Hans v. Wolzogen und den salbungsvollen Nazarenern aus der oberfränkischen Fremdenzentrale Bayreuth wie von Nießke (der an der „Krankheit Wagner“ starb) und seinen klugen Affen frei machen konnten. Bis wir zu übersehen vermochten, wo die Erlösung aufhörte und die Gefahr begann, wo seine unvergänglichen Kunstschöpfungen, wo Theaterzauber war, wo theoretisch zusammengetüftelte, für den Augenblick durch einen starken Willen festgehaltene Konstruktionen, wo aus innerem Schauen Bild

und Klang gewordene Poesie. Wie sind nach 100 Jahren Wagner nun endlich so weit, zu erkennen, was von der kosmopolitischen Zukunfts- und bereits deutsche Vergangenheitsmusik geworden ist!

Wagner hat uns Deutsche und die ganze Kunstwelt in der Tat erlöst. Von der nach Mozart und Weber versimpelten und total verblödeten, durch Meyerbeer und die Franzosen verrohten Oper. In der die Schablone, das Tanzbein, die kostümierte und kolorierte Arie, die Unnatur, die Schminke, die Maskerade alles, die Poesie, die Sprache, die dramatische Wahrheit, der Geist, die Idee nichts war. Von dieser Oper in der tiefsten Kurve ihrer Erniedrigung hat uns der große Reformator, der „Luther der Oper“, für immer erlöst. In seinen vier romantischen Opern wie in seinen sieben eigentlichen Musikdramen. Er erst hat die eigentliche Kunstform der Oper geschaffen, die Mozart und Gluck ahnten, in der eine vernünftige Handlung von denkenden Schauspielern gesungen wird. Er hat Poesie und Musik zu einer höheren Einheit im musikalischen Drama zu vermählen versucht, wobei nur freilich unerlässlich blieb, daß die eine die andere störte. Die Musik sollte als Mittel des Ausdrucks eine treue Magd und Gefährtin der Dichtung sein, sie war nicht mehr „tönender Selbstzweck“ wie in der alten Oper. Aber leider, sowie die Magd ihre Stimme erhob, verstand man die Herrin nicht mehr. Das Orchester machte die Sänger tot. Was nützte dagegen die Mahnung des Meisters und der „Bayreuther Erziehungsschule“: möglichste Deutlichkeit des Ausdrucks, mehr deklamieren wie singen, Konsonanten quetschen! Hier war also schon ein Bruch im künstlichen Gefüge des Wortton-Apparats, den Wagner das Gesamtkunstwerk nannte, der im „Ring des Nibelungen“ seinen ansichtsbaren, im „Tristan“ seinen reinsten und edelsten Ausdruck gewonnen hat. Das kapitalistische Weltgedicht vom vernichtenden Fluch des Goldes, von der erlösenden Kraft der Liebe war die Probe auf das vom alten Aristoteles übernommene ästhetische Rechenexempel vom gleichberechtigten Nebeneinander aller Kunst im Drama. Über Dichtung und Musik, Raumkunst, Malerei, Mimik und Tanzkunst können nicht Konkurrenzlos in der Oper miteinander wirken. Stets wird die Musik die vornehmste, die vordringlichste und die lauteste sein und die anderen Schwestern zu bloßen Mitgefährtinnen herabdrücken.

Das ist auch im „Ring“ der Fall, der niemals eine solche Popularität errungen hätte, wäre er nicht erfüllt mit ebenso großartigen wie verständlichen musikalischen Episoden (den sinfonischen Höhepunkten im Labrynth der Leitmotive), die den Tiefstimm der Dichtung mit ihrer politisch-philosophischen Vieldeutigkeit und die graulamen Längen der die Handlung immer wieder gewaltsam unterbrechenden Monologe Wotans, Mimes, Alberichs, Waltrautes vergessen machen. Schon die herrliche Naturmusik des Rings, die Musik des Flusses und Gewitters, des Regenbogens, des Feuers, des Waldwehens und des Luftsaufens im Sturm der Walküren entschädigt hierfür. Es kann sich auch jeder Mensch an der Liebesmusik erfreuen, an der lebendig sprühenden und funkelnden Hammer- und Ambossmusik Jung-Siegfrieds, am Getrappel der Riesen, den Hornrufen des idealsten aller jungdeutschen Waldläufer und moralischer Umstürzler, an dem Trillern des Waldbögels, an den rielenhafsten Harmonien des Männerchors. Kurz an der ungeheuren Ausdehnung des Gebiets, das dem Ring gemeinsam ist mit jener „gewöhnlichen Musik“, die, ohne sich an den Verstand zu wenden, Gemüt und Seele laben will. So kam es — ohne alle ästhetischen Umschweife gesprochen — daß im Westen wie im Osten das Lebenswerk W.s populär und „Mode“ wurde, nicht weil es das extrahierte utopische Gesamtkunstwerk darstellte, sondern weil es so viele und schöne, praktisch instrumentierte Musikstücke mit Melodien enthielt. Der rein-musikalische, tonbühnerische Genius in Wagner hatte über den konstruierenden Theoretiker gesetzt. Die geschlossene Melodie über das Leitmotiv und die unendliche Melodie. Die zähe „Oper“ über das nebelhafte, rissige Drama.

Ja, ein Niß kassierte durch das ganze große Ringgebäude. Ein Weltanschauungsriß! Im Rheingold stand die Verfluchung des Goldes, vor der Götterdämmerung aber der — Kaiserreich, die Huldigung an das kapitalistisch-monarchische System in Alldeutschland. Danach konnte Wagner seinen Siegfried nicht mehr idealisieren. Ja, wenn die Geschichte Deutschlands von 1849—78 die Geschichte Siegfrieds und Wotans, die Geschichte der sozialen und der moralisch-politischen Umwertung oder die Geschichte des freiwilligen Machtverzichts zugunsten einer höheren sittlichen Idee gewesen wäre, dann wäre die Götterdämmerung wirklich die logische Vollendung des Dramas geworden, statt des opernhafsten, innerlich unwahren Kompromisses. Der Republikaner war mit Siegfried gegangen, der enttäuschte Schwärmer aber ging mit Bismarck und den reichsdeutschen Machthabern.

Vom Holländer bis zum Parsifal hat W., der doch zum ersten Male das moderne Ich, das nervöse Ich in die Oper brachte, die Philosophie und Musik der Erlösung, der Entfugung, des Pessimismus verflücht. Er war kein Aufrichter, kein Stärker der positiven Lebensmächte. Immer ist sein poetisch-musikalisches Leitmotiv: Erlösung eines schwachen Mannes durch das Weib. Das Weib ist ihm dafür dankbar geworden. Kein Zehntel des deutschen Wagner-Publikums sind Weiber. Hyffrische deutsche Jungfrauen, die in der blaffen Senta oder der in himmelblauer Romantik verklärten neugierigen Else ihr Ideal sehen, unglücklich liebende unverstandene Ehefrauen, die mit Tristan und Isolde träumen, die moderne Frau aber hält's mit Brunhilde, dem musikalischen Typ der moralisch Emanzipierten.

Die Dankbarkeit und Bundesstreue des deutschen Weibes für den Spender solch' femininer Kräfte ist grenzenlos, ist verhängnisvoll, weil sie geeignet ist, das Bild Wagners zu entstellen. Aber auch die Schiffbrüchigen des Lebens, die Matten und Halben, die Enttäuschten, Resignierten blinzeln mit dem Hauberlinsler des blindenden Theaters, der die „Wagnertheater Suggestion“ geschaffen hat. Und die Unklaren, denen das dumpfe-dunkle Ahnenmachen die Hauptsache ist, die von Wagner und dem Wahnsinnkultus Infiltrierten tapfen wie im geistigen Nebel durch unsere hell und heller werdende Zeit. Die rotbäckige gesunde Jugend durfte nur einmal zu Wagner gläubig aufblicken. Da, wo er zum einzigen Male im ganzen Ringdrama das Monumentale und versiegene Pathetische vergißt und das Menschliche heraufholt. Im Waldgedicht. Der blonde, sonnige Knabe, erwachend zu bärenhafter Kraft, zur Naturliebe, zum Hellenium. Jugend, Sturm, Heberichswang. Ein Schwert wird geschmiedet. Die raunenden Urstimmen in Höhle, Fels und Wald. Vorübergehend wird sogar das Alte, Säkliche, Religiöse von der Jugend erschlagen. Wie war Wagner so gesund, so menschlich, so wenig grämlich, beladent und Schopenhauerisch wie hier, wo er mit einem unvergleichlichen, lieblichen, gewaltigen, farbenglühenden Orchester in seinem Jung-Siegfried seine verlorene Jugend, seine Träume verlorpert sieht. So wird, wenn alle anderen konstruierten Herrlichkeiten des Ringes in Schutt und Asche zerfallen sind, Siegfried noch ungeschwächte Lebenskraft bewahren.

Was ist mit der Götterdämmerung ein Miß durch den Ring, so erhält sein ganzes Lebenswerk einen unheilbaren Bruch mit der Schöpfung und Selbstverherrlichung des „Parzival“ um dessen Beschränkung auf Wagner man eigentlich eher bitten, als sie bekämpfen sollte. Ist dieses vor protestantischen Konfistorialräten zu spielende Glaubensmysterium wirklich, wie einige wolkten, der künstlerische Niederschlag seiner doppelten Enttäuschung von den Taten der goldberauschten Gralshelden wie von den Taten der Sozialdemokratie, die nicht nur nach parlamentarischer, auch nach politischer Macht strebt? Hatte er so den Glauben an den Fortschritt des Menschengeschlechts, an die Befreiung des Siegfried-Proletariats, an die Niederwerfung des kapitalistisch-plutokratischen Drachen verloren, daß er mit Strindberg in seinem Parzival ausrief: „O Kreuz, sei gegrüßt, du meine einzige Hoffnung!“? Er verleugnete damit seinen Siegfried, indem er Parzival ankündigte. Parzival, nicht Held, sondern Tor, nicht mit einem unwiderrstehlich schneidenden Schwert, das aus der Not geschweift war, sondern mit einem symbolischen Speer bewaffnet, den er nicht einmal gebrauchen darf. Der, anstatt sich der Befreiung des Drachen Kapitals zu brüsten, sich entseglisch schämt, einen Schwan (Glaube) erschossen zu haben. Niemand war unglücklicher über diesen Mißzug aus dem hellen Siegfried-Wald in die weißschwanzschwebelnden Gralshallen, wo „die Taube schwebt und der Glaube lebt“, als Nietzsche. Niemand hat ihn schärfer verspottet, wie Bernard Shaw.

Wie sieht nun heute am Säkulartag die Gegenwart zu Richard Wagner? Das ist ein ganz eigentümlich verwickeltes Verhältnis. Bei den sogenannten Intellektuellen beginnt allmählich die Entzauberung. Feindselige Muster und Kritiker, heßliche Kulturforscher sind sich darin einig, daß Wagner der Höhepunkt einer bestimmten musikalischen Entwicklung war, daß die Musik und Kulturgeschichte ihm sehr viel verdankt, daß durch ihn der Gipfel tonbildnerischer Monumentalität und Pathetik erreicht wurde, daß aber die dramatische Musik im schlimmsten Sinne absterbend und zeitfremd würde, wenn sie weiter in diesen Bahnen sich bewegte. Man erkennt die Notwendigkeit, daß die musikalische Entwicklung von heute ab rascher über diesen Niesen wegkommen muß, dessen Vorherrschaft lähmend auf das ganze moderne Theater, auf die ganze künstlerische Produktion zu wirken beginnt. Man setzt schon jetzt energisch mit der Ring-Kritik ein, nachdem man sich von den Feuerwerkereien der Schwanenritter- und Venusberg-Opern längst nicht mehr blenden läßt. Man läßt mit herzlicher Bewunderung die beiden unsterblichen Schöpfungen unangefasst stehen: Tristan und die Meistersinger.

Nun sind aber noch die Massen da, die von den Kulturwerten stets am längsten ausgeschloffen sind. Wagner, das „deutsche Nationaltheater“, als ein teurer Treffpunkt der eleganten internationalen Modewelt hat selbstverständlich für das Volk nie existiert. Vom nächsten Jahre an brauchen die deutschen Theaterdirektoren keine Tantiemen aus den zahllosen Wagner-Aufführungen mehr nach Neu-Wagner abzuladen. Wagner ist „frei“. Die Firma Wagners Erben wird darüber trauern. Soll das deutsche Volk sich dessen freuen, muß dafür gesorgt werden, daß eben auch das Volk als solches, die kunsthungrigen, bildungs- und erbaumasbedürftigen Massen ins Allerheiligste gelassen werden. Die Bühnenleiter, großer Lasten entbunden, haben die ideale Pflicht (wer läßt da?), ein monopolfreies Wagner-Nationaltheater überall da zu errichten, wo die künstlerischen Mittel und Kräfte zu würdigen, ernsthaft vorbereiteten Aufführungen der sieben eigentlichen Dramen des Meisters vorhanden sind. Ohne Umschweife: laßt endlich die breite Masse der besitzlosen Schichten ins Wagner-Theater! Veranstatte 1914 in den großen Hof- und Stadttheatern Wagner-Volkstheater zu ganz billigen Preisen! In München macht man schon den Anfang damit.

Damit endlich das vom jungen Wagner geträumte demokratische Ideal erfüllt werde. Die Kunst für alle, die eine gemeinsame

seelische und leibliche Not empfinden. Die Kunst als höchste geistiger Lebensquelle.

Wer weiß, was für unboraussesehene Wirkungen sich einstellen, wenn nun die künstlichen Wahrheitshebel von seinem Werk abfallen, wenn es mit frischen, unbedrillten Augen vom Siegfried Proletariat betrachtet wird. . . .

W. M.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Wie erloschene Weltkugeln zu neuem Leben erwachen. Erst im Laufe der letzten Jahre hat das Spektroskop uns offenbart, daß im Kern erloschener Sterne weißglühende Stoffe vorhanden sind, die im Innern dieser Sterne brennen. Diese weißglühenden Stoffe sind stark explosiver Natur, wie der berühmte schwedische Physiker Arrhenius nachgewiesen hat. Man kann daher die erloschenden Sonnen und Sterne Geschossen vergleichen, wie sie im Kriege angewandt werden, die beim Aufschlagen in Tausende von Stücken zerschellen.

Im Weltensraum gibt es Mengen von Materie, deren Moleküle ziemlich weit von einander entfernt sind, und die daher stets eine niedrige Temperatur aufweisen. Es sind das die sogenannten Nebel. Das Innere einer Crookeschen Röhre, wie man sie bei drahtloser Telegraphie anwendet, gibt uns einen Begriff von den Verzweigungen dieser Nebel. Die Forschungen von Professor Wilson Verget haben uns über die Beschaffenheit dieser Nebel nähere Aufklärung gebracht. Wie er nachgewiesen hat, bestehen sie zum größten Teil aus Wasserstoff, aus Helium und einem Gase, das das Spektroskop uns wohl hat erkennen lassen, das man aber bisher in den Stoffen, aus denen sich unsere Erde aufbaut, noch nicht hat finden können. In Ermangelung eines besseren Namens hat man es „Nebulium“ genannt.

Wenn kosmetische Stäubchen, die, aus ihrer ursprünglichen Lage durch die kolossale Kraft der Strahlung fortgetrieben, auf ihrer Wanderung durch den Weltensraum in eine Umgebung gelangen, die der eben beschriebenen entspricht, dann werden sie keine Zentren der Kondensation. Da diese kosmischen Stäubchen mit Elektrizität geladen sind, bringen sie die Masse, in die sie eindringen, zum Leuchten. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch, wenn man durch eine Crookesche Röhre einen elektrischen Strom durchgehen läßt. Durch das Leuchten wird der Nebel dann als weißlicher Fleck in den schwarzen Tiefen des unendlichen Raumes sichtbar.

Tritt unter diesen Umständen ein größerer Körper, eine erloschene Sonne oder ein erstorbener Stern, in den Nebel, so wird dieser Weltkörper ein mächtiger Herd der Anziehung. Auf alle benachbarte Materie übt er seinen Einfluß aus. Durch die dann folgende Kondensation wird die Temperatur der eindringenden Masse so erhöht, daß sie zu einem weißglühenden Kern im Nebel wird. Und jetzt beginnen die verschiedenen Phasen im Leben eines Sternes.

In dem ungeheuren Raum und im Laufe der unendlichen Zeit kommt es wohl vor, daß zwei erloschene Weltkörper, zwei Sonnen, die wohl eine dunkle, oberflächliche Schale haben, deren Inneres aber noch ein feuriges Meer bildet, mit kolossaler Gewalt aufeinander stoßen. Der Anprall dabei muß fürchterlich sein. Das wird uns klar, wenn wir an die unermeßliche Eile, mit der sich diese Himmelskörper bewegen, denken. Wandert doch unsere Sonne mit ihrem blendenden Gefolge von Planeten mit einer Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Sekunde dem Sterne Bega zu.

Wenn zwei Körper von der Größe unserer Sonne, die sich mit derselben Geschwindigkeit fortbewegen, zusammenstoßen, dann würde die Erschütterung des Zusammenstoßes, auch wenn die beiden Sonnen schon erstarrt wären, eine Kraft frei machen, die genügen würde, beide Körper zur Weißglut zu erhitzen. Die explosiven Stoffe würden sich entladen. Durch den ungeheuren Druck nach allen Richtungen entweichend, würden die glühenden Gase durch die Gewalt der Schwerkraft in eine Spirale ausgezogen werden und einen Nebel bilden, als dessen Mitte der leuchtende Kern zurückbleiben würde. Dann wäre eine neue Sonne geboren, und insolge teilweiser Verdichtungen im Nebel würden bald auch um sie kreisende, neue Planeten entstehen.

Ein solches Schauspiel entfällt sich manchmal unserem Auge, wenn wir am dunklen Himmel das plötzliche Aufleuchten eines neuen Sternes erblicken, wie es zum Beispiel beim Perseus der Fall war. Mit der Zeit fählen sich auch die neugebildeten Planeten ab. Kommt jetzt nun ein richtiger Reim, der den ultravioletten Strahlen entgangen ist, auf seinen Wanderungen durch den Raum auf diese abgekühlte Weltkugel, dann könnte auf ihr jetzt Leben entstehen. Seine mannigfachen Formen würden sich entwickeln und allmählich solche Bedingungen geschaffen werden, daß auf dem neuen Gestirn auch der Mensch erscheinen könnte. Im Laufe der unendlichen Zeit müßte aber das Leben wieder verschwinden. Der neue Stern würde wieder erstarren, und wohl wäre es möglich, daß er auf seinen Wanderungen durch den Weltensraum einer anderen erloschenden Weltkugel begegnete. Wieder würde die Erschütterung ihres Zusammenstoßes einer anderen Welt das Leben geben, und so setzt sich dieser Kreislauf kosmischer Existenzen bis ins Unendliche fort.